

Die Wiederentdeckung des pädagogischen Auftrags

Replik zum Schreibgespräch „Menschen.Bildung.Persönlichkeit“ aus moraltheologischer Perspektive

Rudolf B. Hein

Philosophisch-Theologische Hochschule Münster
rudolf.hein@pth-muenster.de
<https://doi.org/10.17883/pa-ho-2024-03-04>

Es bedarf keines größeren Scharfsinns, um selbst bei oberflächlicher Lektüre der sehr aufschlussreichen wissenschaftlichen Schlaglichter zu den Grundlagen einer katholischen Pädagogik einen ethischen Tenor auszumachen: Nahezu alle Antworten auf die Moderationsfragen stehen auf der Basis einer Freiheitsmetaphysik, die Autonomie und Verantwortung in den Fokus nimmt, eben weil beides für das Bildungsverständnis von so großer Bedeutung ist. Die systematische und auch anthropologische Grundlage dieser Freiheitsannahme ist das christliche Menschenbild, welches wiederum auf dem Konzept der Gottebenbildlichkeit basiert – eingangs durch Benedict Schöning erläutert und exegetisch rückgebunden. Hier klingen also an vielen Stellen ethische Themenbereiche an, die es zumindest sinnvoll erscheinen lassen, sie aus dieser Perspektive eigens zu beleuchten. Von daher verstehe ich meinen Beitrag als sinnvolle Ergänzung aus eben jener genuin ethischen Perspektive.

Diese Perspektive kann nie voraussetzungslos sein, weil sie stets und unumgänglich mit einem Menschenbild operieren muss, welches ihrem Nachdenken über die Prämissen und die Durchführung ethischer Bewertungen immer schon zugrunde liegt. Nicht-menschliche Handlungen als solche sind moralisch nicht bewertbar. Einem Hund, der den Postboten beißt, ist ebenso schlecht ethisch beizukommen wie dem Vulkan, dessen Ausbruch Zigtausende in den Tod reißt.

Mit dem biblisch rückgebundenen Menschenbild eines von Gott mit innerer Freiheit ausgestatteten *selem* im Sinne eines Sachwalters gewinnt nicht nur das Würdekonzept an Relevanz, sondern zuerst und zunächst die Herausforderung, Antwort geben zu müssen: die Verantwortung. All diese fundamentalethischen Themen sind in den vorausgegangenen Ausführungen bereits zur Sprache gekommen und in ein pädagogisches Konzept eingebunden worden. Man könnte jetzt versuchen, diese und auch weitere hier angesprochene Themenfelder (z.B. die Verletzbarkeit) in den Diskursen der Moraltheologie zu verankern und dann auf den Bildungsbegriff hin zuzuspitzen, doch wäre dies ein zu gewagtes und raum-

greifendes Unterfangen – und nebenbei alles andere als didaktisch gewinnbringend. Gedankenlinien müssten doppelt aufgeführt werden, bereits gewonnene Einsichten würden bloß wiederholt.

Welche Perspektive könnte also die Moraltheologie neu hinzufügen in diesem durchaus für die Ethik relevanten Themenfeld der Pädagogik? Versteht sich die theologische Ethik denn überhaupt als pädagogische Wissenschaft? Sicherlich wäre das zu weit gegriffen, doch durchzieht ihre Geschichte quasi seit Beginn ein pädagogisches Anliegen.

In der patristischen Periode lässt sich nicht von einer dezidierten *theologia moralis* sprechen, vielmehr verstanden sich die Kirchenväter als Kommentatoren der Bibel und versuchten, biblische Einsichten und theologische Konzepte auch für das tägliche Leben fruchtbar zu machen, sie also normativ-ethisch auszuwerten und zu vermitteln. In diesen ersten Jahrhunderten des Christentums herrschte somit ethisch betrachtet eine Periode des integrierten moralischen Lebens im Sinne einer christlichen Pädagogik vor. Dieses integrative Modell zersetzte sich, als sich mit der iroschottischen Mission im sechsten Jahrhundert eine Praxis der regelmäßigen Privatbeichte beim gläubigen Volk zu etablieren begann, die sich an den klösterlichen Gepflogenheiten orientierte. Die vorherrschende numerische Frömmigkeit fand so auch ihren Niederschlag in den sogenannten Bußbüchern, welche den jeweiligen Sündenarten klar eine bestimmte Tarifbuße zuordneten. Man orientierte sich dabei an den sieben Todsünden. Auch wenn die Scholastik ab dem zwölften Jahrhundert eine systematische und theoretische Reflexion der Fundamente des ethischen Anspruchs an den Menschen zu liefern versuchte, so setzten dennoch auf praktischer Ebene jene Bußbücher die quasi-juridischen Maßstäbe. Nach der Verfügung (can 21) des Vierten Laterankonzils von 1215 waren nun alle Christ:innen ab dem Alter des Unrechtsbewusstseins verpflichtet, mindestens einmal im Jahr eine Privatbeichte abzulegen. Von dieser Entwicklung her ist es nur zu verständlich, dass sich die *theologia moralis* als eigenständige Disziplin im theologischen Fächerkanon nach dem Konzil von Trient (Juan Azor) zur Ausbildung der zukünftigen Beichtväter etablierte. Auch wenn in den folgenden Jahrhunderten mit der Kasuistik und den Handbüchern der Moral neue methodische Zugänge erschlossen wurden, so blieb doch der alte Fokus auf die Sündenverfallenheit des Menschen und die Einzelhandlung bestehen. Durch das Instrument der sakramentalen Beichte sollte also eine Art Gerichtsprozess im Kleinen angestrengt werden, an dessen Ende mit der zu leistenden Buße quasi eine Strafe verkündet wurde, obwohl doch eigentlich die Absolution den Schlusspunkt hätte setzen müssen. Man wollte damit erreichen, dass der/die Pönitent:in ein Zeichen für seine/ihre sogenannte vollständige Reue setzt und damit die Bereitschaft bekundete, sein/ihr Leben an der jeweiligen Stelle zu ändern. Hierin lässt sich also durchaus eine pädagogische Grundintention erkennen, die zwar anfangs vorhanden war, aber spätestens im 19. Jh. immer mehr verwischte. So führte die

Schematisierung des Beichtprozesses nicht selten zu einem bloßen ritualisierten Abarbeiten von kategorisierten Einzelsünden. Der große Andrang an den Beichtstühlen und die damit einhergehende Arbeitsüberlastung der Priester förderte nicht unbedingt eine tiefere Betrachtung der jeweiligen Fehlhaltungen, die hinter diesen Einzelhandlungen standen. Der erhoffte pädagogische Effekt verpuffte.

Bereits vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil bemühte sich der Bonner Moraltheologe Fritz Tillmann um einen Neuzugang, indem er sich den biblischen Grundlagen zuwandte. Gleichzeitig versuchte er, auch die systematische Tradition der Scholastik sowie die Reflexionen der asketischen und spirituellen Literatur in ein Modell zu integrieren, das sich am Nachfolgedanken orientierte. Konsequenz: die Liebe Gottes, der Ruf Christi in die Nachfolge und die Antwort des Menschen hierauf bestimmen ein dynamisches Geschehen, das einen lebenslangen Entwicklungsprozess anstößt. Alfons Auer und Franz Böckle legten auf dem Hintergrund der Aufklärung einen weiteren Schwerpunkt auf die Autonomie des sittlichen Subjektes, welches sich allerdings auf Gott und den Mitmenschen rückverwiesen versteht (Relationalität). Ihre Zentralthese war: Der Verpflichtungsgrund des Sittlichen liegt nicht in der göttlichen Autorität (Theonomie), sondern in der Einsicht des sittlichen Subjektes selbst (Autonomie).

Diese Autonomie im Licht des Glaubens zu gestalten und auszuüben, bildet den Fokus der modernen Moraltheologie seit den 1970er Jahren. Darin liegt immer auch ein gestalterischer Auftrag, der mit einem persönlichen Heranreifen und Wachstum einhergeht, womit wir wieder den pädagogischen Aspekt eingeholt hätten. Dessen Verfolgung führte zu einer Neubelebung eines Modells, das seit der Antike in die Ethik quasi eingewurzelt ist und spätestens in den 1980er Jahren im angloamerikanischen Raum eine *Relecture* erfahren hatte: die Tugendethik. Sie geht in ihren anthropologischen Grundvoraussetzungen von einer Freiheitsmetaphysik aus, die den Menschen allerdings gleichzeitig von seinen Fähigkeiten, Lebensvoraussetzungen, Verletzungen, kurz: von seiner Geschichtlichkeit und Relationalität her bedingt sieht. Aus dieser Bedingtheit folgt allerdings kein Determinismus, sondern ein Gestaltungsauftrag – den man auch von christlichen Nachfolgedanken her verstehen kann. Ethisch gewendet setzt dieser Auftrag beim Konzept der *hexis* an, einer sittlichen Haltung, die in einem komplexen Geflecht von individueller Entscheidung, Bejahung von Vorprägung und Orientierung an einem persönlichen Vorbild herangebildet werden muss. Hierbei ist nunmehr der/die Handelnde als ganzer Mensch und nicht mehr in erster Linie die Einzelhandlung maßgeblich. Er/sie steht in einem selbst gewählten Zielhorizont: Wie will ich mich entwickeln? Wer will ich sein? Was will ich erreichen? Diese Grundfragen menschlicher Existenz, ins Moralische gewendet, münden in der Suche nach Glück und dem sittlich Guten, das allerdings in christlicher Tradition umfassender verstanden wird (Glückseligkeit, ewiges Glück, Nähe zu Gott) und letztlich in seiner gesamten Fülle göttliches Gnadengeschenk bleibt.

Im Rahmen einer sittlichen Vortrefflichkeit (arete) ist das Glück den Gestaltungsmöglichkeiten des selbstverantwortlich handelnden Menschen anheimgestellt. Kurz: Jede:r ist seines/ihres Glückes Schmied:in. Der/die sittlich vortreffliche „Glücksschmied:in“ zeichnet sich nicht etwa durch eine Vielzahl von geforderten, wünschenswerten oder erlaubten Handlungen aus, sondern durch seine/ihre Tauglichkeit, den Herausforderungen des Lebens in allen Umständen und Lebenslagen begegnen zu können. Sich diese Tauglichkeit anzueignen und immer weiter in den Charakter hinein zu festigen erfordert eine Haltung, die in einem komplexen Bildungsprozess erworben werden muss. Sie lässt sich insofern auch als umfassende sittliche Kompetenz bezeichnen, weil und indem sie in jenen Herausforderungen einen verlässlichen Handlungsrahmen zu erstellen hilft. Sowohl die antike Tugendethik (Platon, Aristoteles) als auch die auf ihr aufbauende scholastische (Thomas von Aquin) binden diese „sittliche Kompetenz zum Guten Leben“ an die Anthropologie zurück, beispielsweise indem den einzelnen Seelenteilen bestimmte sittliche Kompetenzen (Tugendhaltungen) zugeordnet werden. Hieraus entfaltet sich das Schema der Kardinaltugenden, das in der christlichen Tradition durch die Theologischen Tugenden (Glaube, Hoffnung und Liebe) als von Gott geschenkte Gnadengaben ergänzt wird. Auf diese Weise wird einer falsch verstandenen sittlichen Selbstvervollkommnung vorgebeugt und ein dezidiert transzendenter Horizont erschlossen. In beiden Modellen (Kardinaltugenden/theologische Tugenden) geht es jedoch um die Herrschaft der Vernunft über die begehrenden und mutartigen Seelenteile, besser noch: um eine vernunftbestimmte Balance der Seelenkräfte im Hinblick auf das zu erreichende Ziel (Glück). Konkret: hier übernimmt die Klugheit als Gespür für das sittlich Richtige eine führende Rolle in der sittlichen Entscheidungsfindung – und übt damit die ihr eigene Autonomie aus. Neben einem reinen normativen Faktenwissen spielen auch und gerade die Umstände eine wesentliche Rolle, die wiederum durch die Erfahrung ab- und eingeschätzt wird. Das sittliche Urteil versteht sich so als Anwendungsfall jenes allgemeinen Normenwissens auf die besondere Situation im Lichte der Erfahrung, die als sittliche Kompetenz begriffen werden kann. Genau an dieser Schnittstelle ist dann auch das Gewissen als Urteilsinstanz im Einzelfall und als Lebenskompass angesiedelt.

Mit der Wiederentdeckung und Adaption der Tugendethik durch die Moralthologie (Bsp.: Schockenhoff, Grundlegung der Ethik) wird die angezeichnete Erneuerung im Sinne einer autonomen Moral nicht etwa rückgängig gemacht und in ein behavioristisches Modell überführt (Tugendvokabeln zur Formulierung von Ansprüchen an ideale Verhaltensmuster), sondern fruchtbar für ein ganzheitliches Bildungsprogramm im beschriebenen Sinne. Hier geht es um den sittlichen Selbstentwurf, der nicht etwa Zufallsprodukt oder von einem mächtigen Über-Ich aufgezungen ist, sondern Ergebnis eines frei gewählten und recht komplexen Lehr-Lernprozesses, der die eigenen Erfahrungen ebenso reflektiert wie die Be-

gegnung mit überzeugenden (oder dezidiert abstoßenden) menschlichen Vorbildern. Tugenden dienen somit als narrativ tradierte, autonom zu wählende Kompetenzmodelle im Hinblick auf die praktische Bewältigung von Alltagsproblemen mit dem Ziel der Verwirklichung des Guten Lebens – auf dem Weg zu einem umfassenden (von Gott geschenkten) Glück.

Damit steht die Moraltheologie für und hinter einem Gestaltungsauftrag, den christliche Bildung leisten kann und muss, der beim Individuum - besser: bei der menschlichen Person - mit ihren Potenzialen und ihrer Verantwortlichkeit ansetzt und diese zu einem autonomen, sich der eigenen Würde bewussten, lebenskompetenten Subjekt sich weiterentwickeln lässt. Auf diesem Weg christlicher Paideia will auch die theologische Ethik Begleiterin und nicht drohende Wächterin sein. Flankierend dazu können und sollen institutionelle Instanzen treten, vom erziehenden Haus („Elternhaus“) über die schulischen, pädagogischen, hin zu den universitären Instanzen. So bleibt sie bei ihrem Schöpfungsoptimismus: der Mensch ist bei aller Menschlichkeit zum Menschsein fähig. Das Tor zum Glück, es steht ihm offen.

